

am liebsten den Kiboko in diesem Fall mit dem auch nicht geraden spanischen Rohr des Schulmeisters vergleichen. Aber Prügel und Prügel ist zweierlei, deshalb soll man nur stets gerecht und mit Mäßigung und nur dort, wo es unumgänglich notwendig ist, prügeln. Aber die Prügelstrafe ganz verwerfen zu wollen, würde ebenso schädlich sein wie zuviel und ungerecht prügeln. — So habe ich so einen alten Boy, der Kerl hat schon bei Witzmann gearbeitet und später bei vielen anderen Savand's (Herren). Er ist hier im Hause die Hauptperson, bekommt die wöchentlichen Auslagen baar in die Hände und allerlei wichtige Verwaltungsgegenstände, wie das Magazin der Weine, Soda usw. hat er zu beaufsichtigen, der sagte mir eines Tages, als er mir erzählte, daß er einem mir bekannten Europäer Koch und Boy weggelaufen sei, das brauchst Du nicht zu fürchten, denn Du bist zwar sehr scharf (hali), aber gerecht. Also der Schwarze hat, wie gesagt, Verständnis für solche Sachen. Aber trotz der sichern Prügelstrafe würden meine Leute mich dennoch betrügen, wenn sie könnten. —

Kamerad Weise schreibt über die Tierwelt, daß diese oben in Balangai nicht so zahlreich sei. Nun, dann könnte ich wohl Kamerad Hörner ein bißchen einladen, hier giebt es genug zu schießen, wenn man nur die Zeit dazu hätte. Wildschweine in Rudeln zu zehn Stück, Buschböcke, wilde Hunde, Wildkazen, Affen und nicht zu vergessen Leoparden trifft man hier zahlreich an, dann und wann besucht uns auch ein Löwe. So holte mir vor kurzem ein Leopard ein Schaf am hellen Tage vom Hofe weg. Dreimal bin ich schon allein und in Gesellschaft hinter diese Spitzbuben hergewesen, ohne auch nur einen zu Schuß zu bekommen. Schlangen sind hier jedenfalls ebenso zahlreich wie oben in Balangai. Auch hier treten die Pfustottern zahlreich auf, ich habe schon verschiedenen das Fell über die Ohren gezogen. Doch für heute genug. — Empfehlen Sie mich bitte Ihrer werten Frau Gemahlin, den Herrn Lehrern und allen Kameraden.

Ihr ergebener

Consten.

Brief des Kameraden Wenzel.

An Bord der „Mine Wörmann“, März 1901.

Hochverehrter Herr Direktor!

Volle 3 Wochen schwimmen wir nun schon auf dem Wasser, und in wenigen Tagen sollen wir Swakopmund erreichen; da wir bis dahin voraussichtlich nichts Besonderes mehr erleben

werden, so will ich schon heute mit einer Beschreibung meiner Reise beginnen.

Nur allzu schnell waren die wenigen Tage, die ich zu Hause noch verleben konnte, verstrichen, denn schon am 1. März verließ ich meine Lieben daheim, um in Hamburg die nötigen Vorbereitungen zur Reise treffen zu können. Dort erfuhr ich zu meinem größten Erstaunen, daß der Dampfer noch nicht zurückgekommen sei und die Ausreise erst am 10. antreten würde. Ich mußte nun gute Miene zum bösen Spiel machen; es hieß abwarten! Zeit war genug vorhanden, um mir Hamburg gründlich ansehen und meine Einkäufe auf's Beste erledigen zu können. Man kauft hier sehr gute Ware, aber nicht allzu billig! So folgte ein Tag dem andern, und manchmal dachte ich in einer einsamen Stunde zurück an das liebe Wilhelmshof; wie schnell sind die zwei Jahre, die ich hier verbrachte, vergangen, und doch wie schön sind sie gewesen. Draußen, im Kampfe ums Dasein, wird man noch öfter nach hier zurückdenken, wo man so sorgenfrei lebt und nicht nach dem morgenden Tage zu fragen braucht. — Endlich war der 10. März gekommen! Morgens 8 Uhr gingen wir an Bord des kleinen Dampfers „Phönix“, der uns nach der „Mline“, die weit unten in der Elbe vor Anker lag, bringen sollte. Nachdem alles „All right!“ war, erschallten Kommandorufe, die Dampfpfeife ertönte, und das Schiff setzte sich langsam in Bewegung; wir erwiderten mit unseren Hüten das nicht endenwollende Winken am Ufer; so leb denn wohl, mein liebes Heimatland, auf Wiedersehen! Noch einen letzten Gruß zur Stadt hinüber, dann war auch diese bald außer Sicht. Mit halber Kraft fuhren wir die Elbe hinunter, sie wurde immer breiter und breiter, aber „Mline“ war noch nicht zu sehen, endlich gegen Mittag hatten wir sie erreicht; wir waren kaum an Bord und hatten uns in den Cabinen häuslich niedergelassen, als es schon zu Mittag läutete. Nun, den nötigen Hunger hatten wir mitgebracht, bald waren unsere knurrenden Mägen befriedigt, und wir beeilten uns, an Deck zu gehen, um der Abfahrt mit beizuwohnen; aber wir waren nicht wenig erstaunt, als wir schon eine große Wasserfläche um uns sahen, wir fuhren also schon; nur weit drüben sah man rechts und links noch die flachen und sandigen Ufer, hinter denen nur ab und zu einige Sträucher oder eine vereinzelte Windmühle hervorlugten. Gegen Abend erreichten wir Cuxhaven. Der Lotse, dem wir noch die letzten Kartengrüße an unsere Lieben und Freunde daheim mitgaben, verließ das Schiff, die Flaggen wurden eingezogen, und nun ging es mit „Voll dampf voraus“ hinaus in die offene See. Trotz der ruhigen See wurden schon einige Passagiere seekrank; mit jedem Tage wurde jedoch die See unruhiger und die Zahl der Seekranken vermehrte sich in demselben Maße. Schon in der 2. Nacht gegen Morgen wachte ich durch ein ächzendes und

stöhnendes Geräusch auf, ich richtete mich auf, wobei mein Kopf mit dem Rettungsgürtelbehälter in unangenehme Berührung kam, und horchte — alles war wieder still, nur das fortwährende dumpfe Stampfen der Schraube hörte man; ich machte Licht — und sah dann die Bescherung: Der Bur, mit dem ich die Kajüte bewohne, war nachts seefrank geworden, halb aufgerichtet, dabei bleich und ganz ermattet lag er in seinem Bett, vor ihm der Cimer, dem er seinen Tribut für den Meerese Gott anvertraut hatte; daneben lagen am Boden Kleider, Schuhe, Wäsche bunt durcheinander. Dabei rollte und schwankte das Schiff von einer Seite zur anderen, und Neptun schien nach den Bewegungen des Bedauernswerten immer noch mehr Tribut fordern zu wollen. Ich war natürlich erzürnt und schimpfte wie ein Rohrspatz über schlechte Luft, Rücksichtslosigkeit und was noch alles, aber der arme Bur hatte kein Ohr für all' mein Schimpfen, sondern sah mich mit matten Augen an und lispelte mir zu: „Water, please!“ Ich erfüllte seinen Wunsch, kleidete mich an und ging an Deck, um nicht länger in dieser gräßlichen Bude verweilen zu müssen. Wir hatten eben Dover passiert, es war sehr neblig, weshalb unser Nebelhorn fortwährend seine rauhen und ohrenzerreißenden Töne über's Wasser sandte; wir waren also im Kanal, der als sehr gefährlich verschrien ist, doch diesmal sollten wir es gut treffen, die See wurde bald ruhiger, die Wolken zerteilten sich, und die Sonne, nach deren warmen Strahlen wir uns so sehr sehnten, kam hervor. Bald hatten wir den Kanal hinter uns und kamen in die spanische See, in der es bald sehr „spanisch“ werden sollte; viele Passagiere wurden seefrank und auch ich mußte meinen Tribut zahlen, wenn auch sehr wenig; ich ließ keine Mahlzeit aus und bot meinem Wagen immer wieder etwas an, bis er sich an jede Speise gewöhnt hatte; alles Arznei- und Cognaktrinken dagegen nützt sehr wenig! Das Schiff rollte und schwankte ganz unheimlich, wie ich es mir nie vorgestellt hätte, eine Welle nach der anderen kam über Bord, Stühle, Bretter u. s. w. mit sich nehmend; sogar ein Schwein und mehrere Gänse und Enten krepiereten — wahrscheinlich auch an Seefrankheit!? Cap Finisterre, das wir mit dem Leuchtturm ganz deutlich mit bloßen Augen sehen konnten, war auch passiert, von Tag zu Tag hofften wir auf eine ruhigere Fahrt, aber der Sturm hielt an, der uns an die dumpfen Cabinen fesselte. Da, endlich, einige Tage vor Las Palmas, als wir nahe unter Land fuhren, wurde die See ruhiger, die Sonne meinte es schon besser mit uns und erlaubte uns, den ganzen Tag über an Deck zu sitzen; hier hatte ich nun Zeit und Gelegenheit, mir meine Mitreisenden etwas genauer anzusehen und kennen zu lernen. Man trifft hier so verschiedene Charaktere, hauptsächlich sind es die sogenannten „alten Afrikaner“; dieselben haben sich schon überall herumgetrieben, dünken sich große Kolonialhelden und fühlen sich daher

berechtigt, den jungen Neulingen gute Ratschläge zu geben. Mit gutem Beispiel gehen sie ihnen voran, indem sie Tag und Nacht spielen, rauchen und saufen (denn trinken kann man es nicht mehr nennen), wobei sie noch die blödsinnige Behauptung aufstellen, daß das Bier, nicht allzu kalt getrunken, gar nichts schadet, sie führen Beweise dafür an und streiten und streiten; nun, der Klügere giebt bekanntlich nach! Neulich Abend kamen wir auf die Malaria zu sprechen, hier war ich ganz erstaunt, was für irrige Ansichten auch unter den anscheinend gebildeteren Leuten herrschen, sie glauben durch ihren Aufenthalt in den Tropen oder Subtropen die Malaria ganz genau zu kennen; ja, die einzelnen Erscheinungen und den Verlauf der Krankheit mögen sie kennen, aber von deren Entwicklung und richtigen Behandlung haben sie gar keine Ahnung! Ebenso geriet ich mit einem Herrn der 1. Klasse zusammen, ich sprach mit ihm über die Kolonialschule, worauf er mir antwortete: „Man lernt eben von jedem etwas und dabei nichts Ordentliches und Praktisches, was für draußen gar nichts wert ist.“ Der Herr war natürlich noch nie außerhalb Deutschlands gewesen, war Landwirt und wollte mich nun examinieren, worauf ich gerne einging; er frug mich, wie man Heu und Mist ladet, wie man den Pflug stellt, wie man Unkraut hackt, wie man pflanzt u. s. w., aber bald stellte er das Fragen ein, weil ich ihm auf alle Fragen antworten konnte, und noch mehr, ich hielt ihm einen größeren Vortrag über Tierarzneikunde, Tropenhygiene und Notwendigkeit der englischen Sprache, worauf er mir zugeben mußte, daß er von all' diesem noch sehr wenig Ahnung hätte, er war furiert und befiehlt! —

Der erste Sonntag an Bord war gekommen; nichts bemerkte man von ihm, denn ein Tag vergeht hier wie der andere mit derselben Eintönigkeit; morgen sollten wir nach fast 8 Tagen eine kleine Abwechslung haben — Las Palmas sollten wir erreichen. Montag, den 18. März suchten wir schon morgens mit unseren Gläsern den Horizont ab, doch vergebens. Da, gegen 3 Uhr Nachmittags behauptete plötzlich einer, ganz deutlich einige Berggipfel zu sehen, wir standen am Ausguckposten und sahen und suchten — bald konnten wir es alle sehen: weit, weit vorn hoben sich von den Wolken hohe, massige Berggipfel ab, alles jauchzte auf: „Endlich wieder einmal Land!“ Wir bereiteten uns schnell vor, um an Land gehen zu können, und als wir wieder an Deck kamen, liefen wir schon in den Hafen ein. Da lag es denn vor uns, das schöne Las Palmas, in all seiner Pracht, wie aus einer Spielzeugschachtel waren die kleinen weißen Häuschen an den Bergabhäng geklebt, dazwischen das saftige, frische Grün der Gärten und Felder. Langsam fuhren wir in den Hafen, und kaum war der Anker gefallen, so waren auch schon die spanischen Händler an Bord, trotzdem die Quarantäneflagge noch nicht eingezogen war; die Hafenpolizei erschien, das

Schiff war frei, und wir umringten den Kapitän, um zu erfahren, wann wir von unserem Landausflug wieder zurück sein mußten, es hieß 12 Uhr nachts und wir liefen wie in einem Wettlauf zu den großen Booten, die schon am Schiff zum Ueberfetzen bereit lagen. Dank der kräftigen Ruderschläge unserer Spanier, die dieselben mit furchtbarem Lärmen begleiteten, waren wir bald an der Landungstreppe angelangt, wo uns eine Menge Droschkenfutscher und Führer erwarteten, die uns förmlich zwangen, mit ihren gebrechlichen, zweirädrigen Maultierkarren zur Stadt zu fahren. Wir verstanden kein Wort Spanisch und diese keine Bohne Englisch. Um uns dieser aufdringlichen Gesellschaft endlich zu entledigen, mieteten wir uns eine dieser Karren, denn zur inneren Stadt brauchte man zu Fuß ziemlich $\frac{1}{2}$ Stunde. Die anderen Fahrer wurden aber plötzlich auf den unseren neidisch und gaben uns zu verstehen, daß sein Maultier nicht gut lief, und ein jeder der anderen bot uns sein Fuhrwerk zur Benützung an, indem jeder behauptete, daß seines das schnellste wäre; man stritt hin und her, bis endlich eine harte Schlägerei sich daraus entspann. Nun, wir hatten Zeit und schauten nebst einem danebenstehenden Policeman, der auf unser Erstaunen, daß er nicht dazwischen schritt, lächelnd die Achseln zuckte, dem Streite der heißblütigen Spanier zu. Mit einem Sprung waren unsere beiden Cicerones, wie sich auch hier diese Leute nennen, auf der Karre, und in vollster Carrière ging's nun durch die schöne, breite Hafenstraße zur inneren Stadt, ich saß hinten, bei einem etwaigen Umkippen zum Sprunge bereit; vorn auf dem Bock standen unsere beiden Leute, das arme Tier mit Stockschlägen und Schreien und Schnalzen fortwährend antreibend. Wir wurden am Hotel Catalani abgesetzt, verzichteten aber darauf, schon hinein zu gehen, sondern unternahmen einen Gang durch die interessante Stadt, wo man so recht das spanische Leben und Treiben beobachten kann. Hier kommt eben ein vornehmer Spanier, langsam und gravitatisch stolzirt er auf der Mitte des Fußsteiges, wo alles vor ihm ausweicht, einher in seinem hellen und modernen Anzug, dem eleganten Strohhütchen, das dünne Renommierstöckchen zwischen den ringreichen Fingern balancirend. Da liegen im Straßenstaub arme Kinder, nur mit einigen bunten Lappen notdürftig bekleidet, und betteln jeden vorübergehenden Fremden an; gerne giebt man ihnen einige Kupfermünzen, zumal wenn sie den Fremden mit ihren wunderschönen schwarzen und glänzenden Augen trotz ihres großen Elendes so lächelnd anschauen. Hier wieder hocken vor ihren kleinen Läden alte Weiber, Bananen und Orangen feilhaltend, dort kommt ein Trupp spanischer Soldaten, singend und die Hände in den Hosentaschen, trotz der Hitze in schwarzen Mänteln; vor der Kaserne sitzen sie mit verschränkten Beinen am Boden, ohne Wachposten, singen und rauchen und staunen den vorübergehenden Fremden wie ein Wundertier an

— doch horch! was ist das für ein Läuten und Schreien? wir gingen dem nach, da, in einer Nebenstraße war eine Menge Volk, vor einem Hause befanden sich einige Ausschreier; ein Hahnenkampf sollte eben beginnen! Dies wollten wir uns doch nicht entgehen lassen und traten näher; der Kampf begann, die Hähne, deren Sporen vorher mit Zitronensaft versehen wurden, gingen auf einander los, die Federn flogen und bald lag der erste Hahn, dem in kurzer Zeit noch vier folgten; das Volk applaudierte bei jedem gefallenen Hahn und konnte sich nicht satt sehen daran; nun, es ist eben ein Vergnügen für dies heißblütige Volk! Nachdem wir noch die prachtvolle Kirche und das Theater besichtigt hatten, steuerten wir dem oben erwähnten Hotel zu, um etwas zu essen; hier saßen nun in dem lustigen Speisesaal die vornehmen Spanier mit ihren Damen und Kindern beim Diner. Wir setzten uns auch hin, um die spanischen Gerichte zu kosten. Kein Mensch im Hotel verstand Deutsch oder Englisch, es gab weder Speise- noch Getränkkarte, somit waren wir auf gut Glück darauf angewiesen, was man uns brachte. Der Tisch wurde gedeckt, 2 Teller, 2 Löffel und 3 Messer und Gabeln, das Diner mußte nach den vielen Bestecks großartig werden; endlich kam die Suppe, die noch zu genießen war, dann aber Fische, Maccaroni, Braten, alles in dem unausbleiblichen Del gebraten. Wir schluckten es herunter, da wir Hunger hatten, schön ist aber etwas anderes; das Beste war das Dessert, die Bananen und Orangen, die uns herrlich mundeten. Mittlerweile war es dunkel geworden; wir tranken noch ein Glas des edlen Weines und beschlossen, noch einen Rundgang durch die Stadt zu machen. Trotz des hellleuchtenden Mondes brannte das elektrische Licht in allen Straßen — eine Verschwendung, die wohl in Wikenhausen nie vorkommen wird! So wandelten wir noch lange Zeit unter den majestätischen Palmen in den herrlichen Anlagen, bis es Zeit war, wieder an Bord zu gehen. Dort warteten noch all' die vielen und aufdringlichen Händler, um ihre Waare los zu werden. Sie haben mitunter wundervolle Sachen wie die seidenen Gewebe (Tücher und Decken), die sie aus Frankreich beziehen; dieselben bekommen sie infolge des sehr geringen Zolles sehr billig und verlangen an Bord einen horrenden Preis, aber sie lassen mit sich handeln, und wer dies versteht, kann hier sehr gut und billig kaufen, wie man es in Deutschland nie bekommen wird, so z. B. verlangten sie anfangs für ein seidenes Kopftuch, das mindestens 20 Mk. wert war, 60 und 70 Mk. und verkauften dasselbe nachts 1 Uhr, als das Schiff bald wieder abfahren sollte, für 12 Mark; so machten sie es auch mit Cigarren und Cigarretten. Gegen 5 Uhr morgens, als eben zwei Wörmann-Dampfer von Monrovia kommend einliefen, verließen wir das schöne Las Palmas. Aber wie sah das Borddeck aus? Links war es mit Kohlen angefüllt, und rechts befand sich ein primitiver Ochsenstall mit 12 mageren Schlachtochsen; jede

Rippe konnte man bei ihnen sehen und dabei waren die Tiere so klein und unansehnlich, daß sie kaum noch zum Schlachten wert waren. Noch lange sahen wir die Höhenzüge von Gran Canaria, wir hatten wieder das herrlichste Wetter, saßen daher meistens auf Deck, worüber schon die Sonnensegel gespannt waren, und sahen den fortwährenden Bewegungen des Wassers zu; ab und zu tauchten ein Haifisch oder einige sogenannte Schweinefische dicht am Schiffe auf, hier fliegt plötzlich eine Schaar fliegender Fische aus dem Wasser auf, wahrscheinlich von einem größeren Raubfisch verfolgt, und weit drüben verrät sich ein Walfisch durch das hoch-ausspritzende Wasser; so vergeht ein Tag nach dem anderen, bald hatten wir Cap Verde passiert, das schmutziggrüne Wasser und die vielen braunen Möven und Schwalben waren uns schon vorher Zeichen, daß wir nicht weit vom Land entfernt waren, und nur noch wenige Tage, dann hatten wir Monrovia erreicht. — Am 25. morgens 6 Uhr frachte der berühmte Kanonenschuß und der Anker fiel, nachdem wir die ganze Nacht mit halber Kraft gelaufen waren, um nicht nachts in Monrovia einzutreffen; ich hatte die Nacht wegen der großen Hitze auf Deck geschlafen, und wurde deshalb auch sehr früh schon wach, drüben lag die „Jeanette“ und auch das Wrak des letzten liberianischen Kriegsschiffes, von dem nur noch der eine Mast etwa 2 m aus dem Wasser ragte. Drüben am Strand liefen schon die schwarzen Kerle geschäftig hin und her, um ihre Canoes klar zu machen, und bald begann ein wahres Wetteudern; das Regierungsboot mit der zerrissenen und entstellten Flagge kam zuerst heran, worin sich der Bürgermeister, die Polizei und ein Postbote befand, bald waren auch die kleinen Kanoos da und in kurzer Zeit war das Deck mit den schwarzen Herren überflutet, sie machten sich mit ihren urkomischen Costümen breit, als ob sie zu Hause wären und vollführten einen ohrenzerreißenden Lärm, da sie mit dem Kapitän, der ca. 70 solcher Jungen zum Löschen der Ladung in Swakopmund brauchte, unterhandelten. Wir blieben bis zum Abend hier liegen, und hatten daher wieder Gelegenheit an Land zu gehen, diesmal aber unter etwas schwierigeren Verhältnissen. Da kein größeres Boot außer dem Regierungsboot vorhanden war, riefen die Eingeborenen in ihren Kanoos uns fortwährend zu: Come in! Keiner wollte es anfangs wagen, bis endlich einer den Anfang machte und bald saßen mehrere, worunter auch ich, in dem kleinen Fahrzeug; es ist aber ein sonderbares Vergnügen, in diesen Rußschalen, in denen immer Wasser ist, zu knien und zu balancieren, man glaubt sich schon manchmal im Wasser, wenn dasselbe eine starke Bewegung nach rechts oder links macht. Alles lief gut ab, wir befanden uns bald in der Brandung und saßen plötzlich, als die Brandung zurückging, mit unfrem Fahrzeug am Strand, wo uns die ganze Einwohnerschaft umringte. Wir gingen zunächst durch die Hütten der unteren Stadt

der sogen. Krootown, die einen sehr ärmlichen Eindruck macht, die Eingeborenen leben hier von Fischfang und nebenbei verkaufen sie Kokosnüsse und Bananen, Männer wie Frauen sitzen hier vor ihren Hütten, rauchen und bieten den Vorübergehenden ihre wenigen Fische oder Früchte an; dort sitzen wieder einige, die um einen Angehörigen trauern, sie haben sich ihr Gesicht und Oberkörper mit grauer Farbe bemalt; hier verfolgen uns wieder einige kleine Bengel, die uns fortwährend Junge, Junge nachrufen, wir waren ganz erstaunt, diesen Berliner Ausdruck von diesen schwarzen Bengeln zu hören. Bald verließen wir dieses schmutzige Viertel, und gingen die Anhöhe hinan zur eigentlichen Hauptstadt, die einen sehr guten Eindruck macht, ich möchte bald sagen in Bezug auf Reinlichkeit einen besseren wie Las Palmas; die Eingeborenen sind hier oben sehr höflich und bei weitem nicht so aufdringlich und frech wie die Spanier. Die Straßen sind schnurgerade und sehr breit angelegt (d. h. dieselben sind nicht mit den europäischen zu vergleichen, hohes Gras und Unkraut wächst natürlich darauf, und Rinder und Schafe weiden es ab), die kleinen weißen Häuschen sind meistens massiv gebaut inmitten schöner Gärten, in denen Palmen und Bananen gedeihen; wir besichtigten das amerikanische und deutsche Consulat, die Post und gingen noch nach der Signalstation, von wo aus man eine herrliche Aussicht genießt. Unter uns die Stadt, vor uns das weite blaue Meer mit den beiden Dampfern und hinter uns das Hinterland, dessen graue Höhenzüge sich von dem tiefblauen Himmel deutlich abheben. Ganz von Unkraut überwuchert stehen hier noch vier verrostete Kanonen, die wahrscheinlich früher zur Verteidigung der Stadt haben dienen sollen. Der drückenden Hitze wegen fuhren wir bald wieder an Bord, nachdem wir vorher in dem sehr hübschen und lustigen Hotel zur Löschung des Durstes Brauselimonade getrunken hatten. Wir hofften nun direkt nach Swakopmund zu fahren, aber es sollte anders kommen! Die Neger streiften nämlich, sie verlangten 1,50 Mk. pro Tag anstatt früher 1,00 Mk., da die Löscharbeiten in Swakopmund mit großen Gefahren bei starker Brandung verbunden ist, und ihnen auch das Klima und hauptsächlich das Wasser infolge der kalten Strömung zu kalt ist. Wir bekamen nur etwa 20 Mann und mußten daher die ganze liberianische Küste abklappern, so die Orte Bassoe, Daro, Sinoe, Nison, Gran Sesters und Carraway, überall bekamen wir einige Leute, aber noch lange nicht genug; wir fuhren also die ganze liberianische Küste entlang. Und es war hochinteressant, immer wieder die Neger mit ihren Kanoes zu sehen, auch bei stürmischem Wetter ziehen sie auf Fischfang aus, und wagen sich weit hinaus auf's offene Meer. In Nison kamen zwei warmen an Bord, große kräftige Gestalten in Cylinder und Lendenschurz in ihrem vollen Kriegsschmuck, sie führten mit gezogenen Messern einen Tanz auf und nahmen ihren

Landsleuten den Eid ab, daß sie dem Schiffe treu bleiben wollten, dadurch löstten sie aber den anwesenden Damen einen solchen Schrecken ein, daß dieselben ängstlich sich schleunigst entfernten. Nachdem wir an der ganzen Küste nicht genug Leute bekommen hatten, mußten wir noch in französische Gebiete bei Gran Barry-Bay anlaufen; der Kapitän war schon ungeduldig geworden und ließ mehrere Male die Kanone abfeuern und das Nebelhorn tönen, um die Eingeborenen auf unser Schiff aufmerksam zu machen; hier bekamen wir soviel Leute, wie wir wollten, auch waren dieselben bedeutend größer und stämmiger als die Liberianer. Ihre Kanoes waren von gefälliger Form, größer und bemalt. Endlich war die Zahl 68 erreicht, und wir atmeten alle auf, denn 4 Tage waren wir an der Küste entlang gefahren und die Hitze war so groß, daß uns sogar die weißen Anzüge noch lästig wurden; unseren Schiffsbäcker hat infolgedessen der Hitzschlag getroffen, nachdem er mit 41,5° Fieber fast noch 1 Tag lang darnieder lag. Sein Leichnam wurde in Segeltuch eingenäht, mit Eisen beschwert, und in die deutsche Flagge eingehüllt. Uns alle schmerzte es sehr und wir bedauerten seine armen Eltern und Angehörigen, die von ihm noch aus Monrovia gute Nachricht erhalten haben, während er schon tief auf dem Meeresgrunde zur letzten Ruhe gebettet ist; früh morgens stoppte das Schiff, die Flaggen auf Halbmast; die Keeling wurde umgelegt, der Leichnam auf dem befestigten Gleitbrett, noch ein stilles Gebet — und der Tod hatte sein Opfer gefunden, noch einen Blick auf die Untergangsstelle, die wir noch lange an den aufsteigenden Bläschen erkennen konnten und ein „Ruhe sanft!“ — Das Schiff lief bald wieder mit voller Kraft, und nun auf nach Swafopmund! Bald hatten wir den Aequator erreicht und die Taufe sollte beginnen; das Bassin war fertig, wir Tauffinder hatten die schlechtesten Kleider angezogen und warteten nun mit großer Spannung der Dinge, die da kommen sollten. Als wir gerade 0° Länge und 0° Breite passirt hatten (zufällig alle beide 0 Grade), ertönte das Nebelhorn, der Kapitän übergab feierlichst das Kommando dem Gotte Neptun, einem Matrosen, der sich höchst göttlich angekleidet hatte. Eine kurze Ansprache und die Taufe begann; die Polizei holte die Tauffinder heran, der Arzt fühlte den Puls, man bekam Essig zu trinken, darauf wurden mit einer Holzschere die Haare geschnitten, mit scharfer Seife das Gesicht eingerieben, und mit einem Holzmesser rasiert und darauf noch mit Kreide eingepudert — die reinste Tortur! Und zum Schluß noch in's Bad, wo man tüchtig abgerieben, untergetaucht und vollgespritzt wird, damit man die genügende Menge Salzwasser schluckt. Wie ein begossener Pudel kriecht man wieder heraus, wo man vom Neptun den Tauffschein mit eigenhändiger Unterschrift und Stempel überreicht bekommt. Das ist eine schöne Sitte, die hoffentlich fortwährend aufrecht erhalten bleibt. — So vergeht ein Tag nach

dem anderen, man ergiebt sich jetzt noch dem dolce far niente, bald wird aber die ernste Zeit kommen und ich hoffe dann Ihnen, sehr geehrter Herr Direktor, von meiner zukünftigen Thätigkeit weiteres mitteilen zu können; inzwischen seien Sie nebst Ihrer Frau Gemahlin, den lieben Kameraden und dem ganzen Wilhelmshof herzlichst begrüßt von Ihrem dankbaren Schüler

Ernst Wenzel.

Um nichts zu vergessen: Infolge der vielen Passagiere war diesmal die Ueberfahrt ziemlich ungemütlich. Wir in der II. Klasse mußten wegen des geringen Platzes in zwei Abteilungen essen, und die Kost war so schlecht, daß ich mir fest vorgenommen habe, nie wieder die Wörmannsdampfer zu benutzen; über Kapstadt mit der Castle-Linie soll die Ueberfahrt billiger, bedeutend besser und bequemer sein.

Brief des Kameraden Schön.

Sackerau, den 21. Mai 1901.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Zunächst bitte ich vielmals um Entschuldigung, daß ich noch nichts von mir hören ließ, aber Sie werden dies freundlichst zu verzeihen wissen, nachdem Sie durch meine Zeilen einen Einblick in meinen hiesigen Wirkungskreis gewonnen. Als ich am 30. März in Breslau angekommen, benutzte ich den einzigen Tag, um meine Militärsache zu regeln und wurde von vier Freiwilligen als der einzig brauchbare befunden. Am 1. April trat ich in meine Stelle ein, wo ich gleich recht viel Arbeit vorfand.

Früh um 3 Uhr müssen wir aufstehen und es geht den ganzen Tag ohne Unterbrechung fort, sodaß manchmal kaum $\frac{1}{4}$ Stunde Tischzeit übrig ist. Nach Feierabend bringe ich alles unter Verschuß, die Bücher in Ordnung und erledige die Post. Ofter kommt es auch vor, daß wir bis 10 oder 11, ja sogar bis 12 Uhr schriftlich zu arbeiten haben. Die Sonn- und Feiertage werden nach Besorgung der Wirtschaft mit Imferarbeit und dergleichen ausgefüllt. Nur an sehr wenigen Abenden erlaubt es unsere Zeit, mit der Familie meines Herrn Chefs zusammen zu sein und diese sind dann doppelt schön. Trotz Anstrengung bekomme mir die Arbeit recht gut und ich fühle mich recht wohl. So gut es mir hier auch gefällt, so muß ich doch gestehen, daß ich mich oft nach Wilhelmshof zurücksehne, besonders wenn ich an den so schön verlebten vorigen Mai und an die Herrlichkeit der dortigen Gegend